

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Wolfgang Schmidt
Albertines Knie
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

«Ein Mann will Sie sprechen», sagte Fräulein Ferner. Sie stand in der halboffenen Tür zu meinem Büro und wartete auf meine Antwort. «Er sagt, Sie wüßten davon», fügte sie hinzu.

«Wie heißt er denn?» erkundigte ich mich. Fräulein Ferner wußte es nicht, immer wieder vergaß sie, nach Namen zu fragen. Betroffen zog sie sich zurück, stand kaum eine Minute später wieder in der offenen Tür. «Haller – Karl Haller aus Neuberg», sagte sie. Und da sah ich auch schon ein Gesicht hinter ihrer Schulter auftauchen. Ich kannte Karl Haller nicht. Neuberg war ein Dorf unweit der kleinen Stadt, in der ich als Rechtsanwalt in der Kanzlei Doktor Stadlers arbeitete. Haller war Landwirt, das sah man ihm gleich an. In unserer Gegend – dem deutschsprachigen Südböhmen – stieß man in der ländlichen Bevölkerung häufig auf altertümlich wirkende Gesichter. Als hätten sie sich im Jahrhundert geirrt, so muteten sie einen an. Haller hatte so ein Gesicht. Er stand in einer sonderbar gebückten Haltung, so, als ob er gerade einen schweren Gegenstand gehoben hätte.

Ich erwähne Haller lediglich, weil ich durch eine kleine, an sich völlig unbedeutende Begebenheit während seines kurzen Besuchs an einen merkwürdigen Vorfall während meiner Studienzeit in Prag erinnert wurde. Um diese Zusammenhänge klarzumachen, muß ich allerdings kurz auf das Anliegen Hallers eingehen. Ein Nachbar hätte den Grenzstein um einige Zentimeter versetzt, beklagte er sich. Als ich Näheres wissen wollte, gab er ausweichende Antworten. «Über den Zaun schmeißt er Steine nach meinen Hühnern», rief er schließlich verärgert, «einem hat er schon den Flügel gebrochen!»

Dieser Punkt seiner Tirade schien mir rechtlich belangvoll. Boshafte Sachbeschädigung, sagte ich mir, da läßt sich vielleicht etwas herausholen. Die Stadt hatte fünf Anwaltsbüros; das unsere zählte zu den kleinen und war von Klienten nicht gerade überlaufen; wir hatten zu kämpfen, die Konkurrenz machte uns zu schaffen. Ich als der Jüngere mußte solche Bagatellfälle übernehmen; Doktor Stadler erwartete sogar, daß ich diesen dummen Streitereien mit Eifer nachgehe. So kam es, daß viele meiner Fälle aus Ehrenbeleidigungen und ähnlichem Unsinn bestanden.

«Ich will Sie nicht beeinflussen», sagte ich zu Herrn Haller, dem die Empörung über seinen Nachbarn vom Gesicht abzulesen war, «es ist Ihre Entscheidung, aber das mit dem Huhn würde ich nicht so ohne weiteres hinnehmen.»

Haller stutzte, fragte nach etwaigen Kosten, verlagerte sein Gewicht unruhig von einer Gesäßhälfte auf die andere, sagte schließlich, sie wäre keine Leghenne gewesen. «Eigentlich braucht sie ja den Flügel nicht», fügte er hinzu. Ich ahnte, daß er im Begriff war, einzulenken, bot ihm schnell eine Zigarette an und sagte: «Immerhin.» Haller lehnte die

Zigarette ab, ich zündete mir selbst eine an. In diesem Augenblick bat mich Doktor Stadler, für einen Moment in sein Büro zu kommen. Ich ließ meinen Klienten allein. Als ich zurückkam, war er verschwunden. Er sei wortlos weggegangen, berichtete Fräulein Ferner. Ich wunderte mich, fragte, ob er wirklich ohne ein Wort zu sagen verschwunden sei. Wir wunderten uns beide. «Ein Lümmel», sagte Fräulein Ferner. Ich gab ihr recht. Als ich mir später wieder eine Zigarette anzünden wollte, fand ich die angebrochene Packung, die ich auf dem Schreibtisch liegengelassen hatte, nicht. Ich suchte überall, fragte Fräulein Ferner. Umsonst, die Zigaretten waren unauffindbar – Haller mußte sie mitgenommen haben. Ich ärgerte mich nicht einmal, allzu ungewöhnlich erschien mir dieser Vorfall. Merkwürdig, grübelte ich, er hat ja abgelehnt, als ich ihm eine angeboten hatte. Dieser Gedanke löste plötzlich die Erinnerung an Fritz Eschenbach in mir aus.

Nur allmählich – Stück für Stück sozusagen – erinnerte ich mich an das seltsame Erlebnis, das ich längst vergessen hatte. Vor Jahren war ich mit Fritz eng befreundet gewesen. Er studierte damals Welthandel, wir hatten das gleiche Gymnasium besucht, Fritz maturierte ein Jahr vor mir. In Prag trafen wir uns täglich. Während eines Besuchs bei ihm – er hatte sich in Universitätsnähe bei der Witwe eines höheren Postbeamten eingemietet – trug sich jener Vorfall zu, den mir die verschwundenen Zigaretten ins Gedächtnis zurückgerufen hatten. Frau Vrba, die Witwe, bewohnte ein halbes Stockwerk in einem sehr schönen Gebäude neuerer Bauart. Anscheinend verwaltete irgendeine Gesellschaft die Mietangelegenheiten. Diese Gesellschaft hatte, soweit

ich mich erinnerte, eine wesentliche Erhöhung der Miete gefordert. Fritz bot Frau Vrba seine Hilfe an, worauf er in meiner Anwesenheit einen Brief entwarf, in dem er die Forderungen der Gesellschaft zurückwies. Frau Vrba und ich standen hinter ihm, während er, die Worte vor sich hersagend, ein auf den ersten Blick recht fachmännisches Schreiben verfaßte. Allerdings verwendete er Ausdrücke wie Kündigungsschutz, Mietverhältnis, laut Verordnung . . . mit einer Leichtigkeit, die an Leichtsinn grenzte. Als er die Beleuchtung der Gänge, Treppen und der zur allgemeinen Benützung dienenden Räume sowie die Entlohnung des Hausmeisters einflechten wollte, rieten Frau Vrba und ich fast gleichzeitig ab, Frau Vrba sogar mit erhobenen Händen. Fritz nahm die Sache nicht ernst – er spielte gewissermaßen mit seiner oberflächlichen Kenntnis der einschlägigen Gesetze. Das drückte auch seine Haltung aus. Immer wieder lehnte er sich zurück und betrachtete schmunzelnd sein Werk.

Frau Vrba wollte sich erkenntlich zeigen, sie wußte, daß Fritz ein sehr bescheidenes Einkommen hatte. Er wehrte ab. Diese Szene spielte sich im Speisezimmer ab. Frau Vrba hielt die Geldbörse in der Hand, hatte schon einen Schein herausgenommen, aber Fritz war nicht zu überreden. «Ich bitte Sie . . . wie kommen Sie nur darauf . . . das ist doch das mindeste, was ich für Sie tun kann!» rief er fast schon ein wenig empört. Frau Vrba fügte sich schließlich, ließ ihr Portemonnaie auf der Kredenz liegen und ging in die Küche, um Tee für uns zu machen. Da entnahm Eschenbach ihrer Geldbörse den Schein, den sie ihm soeben hatte geben wollen, steckte ihn seelenruhig ein und sagte: «Sie weiß nie, wieviel sie hat . . . Ich nehme mir nur, was mir gehört.»

Als er meine erstaunte Miene sah, bemerkte er: «Ich kann doch kein Trinkgeld annehmen, Frau Vrba mangelt es an Takt.»

Obwohl ich Eschenbachs Neigung zu unvorhersehbaren Handlungen nur allzu gut kannte, war ich jetzt doch sehr erstaunt. «Fritz, wie kannst du nur?» warf ich ihm vor, doch er tat meinen Einwand mit einer Handbewegung ab.

Nachdem mir diese Szene im Speisezimmer Frau Vrbas eingefallen war, ließ mich der Gedanke an Fritz nicht mehr los. Wo er wohl jetzt sein mag, fragte ich mich, grübelte über die Kette von Geschehnissen nach, die schließlich zu seinem fluchtartigen Verlassen unserer Stadt geführt hatten.

Im Sommer 1932 kehrten wir nach vollendetem Studium gemeinsam in unseren Heimatort zurück. Der liegt male-
risch an den nördlichen Ausläufern eines reichbewaldeten Mittelgebirges, dessen Kamm die südliche Grenze Böhmens bildet. Fritz war wortkarg auf unserer Reise. «Du redest wie ein Buch», warf er mir vor, nachdem ich überschwenglich von meinen Prüfungen erzählt hatte. Seine Verdrießlichkeit hielt bis zu einem Knotenpunkt an, wo wir umsteigen mußten. Dort trank er zwei Gläser Bier in der Bahnhofswirtschaft, forderte mich auf, das gleiche zu tun, überließ es mir, die Rechnung für uns beide zu bezahlen, worauf er die Fahrt in einer gehobeneren Stimmung fortsetzte. Erst später glaubte ich, die Ursache seiner anfänglichen Gereiztheit erraten zu haben. Wahrscheinlich hatte Eschenbach sein Studium nicht abgeschlossen, war gar nicht zur letzten Prüfung angetreten. Doch das ist lediglich eine Annahme. Er selbst sprach sich nie darüber aus. Allerdings bestärkte seine Anstellung in dem folgenden Jahr

meinen Verdacht. Fritz war als «Bürokräft» in einer Gurtweberei beschäftigt, so erfuhr ich aus zweiter Hand; er selbst sprach nie über seinen Arbeitsbereich. Ich hatte den Eindruck, als schäme er sich seiner Tätigkeit in der kleinen Fabrik. Nicht, daß es ihm an Intellekt gemangelt hätte, ich glaube sogar, daß er recht gescheit ist. Die Ursache seiner beruflichen Schwierigkeiten dürfte in seiner Persönlichkeit gelegen haben.

Fritz hatte die Gewohnheit, Menschen ungewöhnlich lang und eindringlich anzusehen und sich dann vehement abzuwenden. Wenn er mich so betrachtete, was er häufig tat, hatte ich das Gefühl, ein Geheimnis preisgegeben zu haben. Er durchschaut mich, dachte ich. Und immer wieder bewies er mir, daß meine Annahme richtig gewesen war. So ärgerte ich mich zum Beispiel während der restlichen Bahnfahrt über die zwei Glas Bier, die ich bezahlen mußte. Kurz nachdem der Zug angefahren war, setzte er mich einer seiner intensiven Betrachtungen aus und sagte, sich abrupt abwendend: «Schnorrer, du gönnst mir die zwei Biere nicht – schäm dich!» Und ich schämte mich wirklich meiner Gefühle.

«Wie kommst du nur auf diese Idee?» entgegnete ich. Er hatte nicht nur meine Gedanken erraten, es gelang ihm sogar, sie in eine für ihn günstige Richtung zu lenken.

Nachdem wir uns nach der Ankunft auf dem Bahnhof verabschiedet hatten, rief er mir nach: «Empfehle mich deinen Eltern.» Nach einer kurzen, aber bedeutungsvollen Pause fügte er hinzu: «Besonders deiner Mutter.» Unwillkürlich blieb ich stehen und sah ihm nach. Er ging, seinen kleinen Koffer von einer Hand in die andere wechselnd, unbekümmert davon.

Meine Eltern lebten in einer distanzierten Ehe, stritten zwar nicht, sprachen aber kaum miteinander. Ich hatte als Kind sehr darunter gelitten, jetzt war ich längst daran gewöhnt. Was hat Fritz mit seiner Bemerkung beabsichtigt? fragte ich mich, fand aber keine Antwort. Die besondere Empfehlung an meine Mutter gab mir zu denken; sie hinterließ einen unangenehmen Nachgeschmack. Erst jetzt, da ich wieder über Fritz nachdenke, finde ich die Erklärung. Meine gute Laune nach der glücklich bestandenen Prüfung hatte ihn irritiert; schnell hatte er eine gänzlich harmlos klingende Bemerkung erfunden, die Unbehagen in mir auslöste.

Zwei Wochen nach meiner Heimkehr begann ich das oblige Jahr als Assessor am hiesigen Gericht. Fritz arbeitete schon in der Gurtweberei, da man bei Eschenbachs sein Einkommen dringend benötigte. Die Familie galt als «verarmt», wohnte zwar schön, schien aber von der Hand in den Mund zu leben. Meist kauften sie auf Kredit, ließen selbst bescheidene Einkäufe in Büchlein mit blauen Umschlägen eintragen. Monatlich wurde abgerechnet. Nicht selten sperrte man ihnen den Kredit; die Molkerei, so erzählte man, bestand seit langem auf Barzahlung. Ihr Ruf war jedoch nur eine Verschleierung ihrer tatsächlichen Verhältnisse. Sie waren nämlich nicht verarmt, sondern ganz einfach arm – niemand wußte von einer begüterten Vergangenheit. Trotzdem wäre es niemandem eingefallen, Fritz' Eltern arm zu nennen.

Schon in den ersten Wochen nach unserer Rückkehr aus Prag begann sich ein kleiner Kreis von Freunden um Fritz zu bilden. Er zog Menschen an; ohne sein Zutun scharten sie sich um ihn. Peter Rudel war ein frühes Mitglied dieses

Kreises. Wir kannten uns aus der Gymnasialzeit, hatten aber in den fast fünf Jahren, die Fritz und ich in Prag verbracht hatten, nur losen Kontakt aufrechterhalten. Peter war der jüngste Sohn des Inhabers des *Grenzlandboten*, eines Wochenblattes. Den Kreis von Freunden nannten wir die «Unsrigen». Wer diesen idiotischen Namen zuerst geprägt hatte, weiß ich nicht mehr; es wäre Spitz, dem jungen Untersuchungsrichter, der sich uns kürzlich angeschlossen hatte, zuzutrauen gewesen. Meist trafen wir uns im Kaffeehaus, gelegentlich auch bei Doktor Spitz. Ich holte dann Fritz in der Wohnung seiner Eltern, die auf meinem Weg lag, ab.

Einmal ließ mich Herr Eschenbach, der über sechzig gewesen sein dürfte, nach wiederholtem Läuten mit den Worten ein: «Meine Frau nimmt ein Bad.»

«Das freut mich», lag mir auf der Zunge. Ich sagte es natürlich nicht. Er wollte mir offenbar nur zu verstehen geben, weshalb er und nicht wie üblich seine Frau geöffnet hatte.

In der Stadt sprach man von Herrn Eschenbach nur als dem «Rittmeister», obwohl ihn niemand so anredete. Ich glaube, er war auch nie Rittmeister gewesen. Ob er wie ein Rittmeister aussah, kann ich nicht beurteilen. Im Laufe der Zeit sind für mich die Person des alten Herrn und sein mutmaßlicher Rang zu einem geistigen Bild verschmolzen – offenbar entsprach er der Vorstellung, die ich von einem Reiteroffizier hatte. Er war mittelgroß, hager, hatte eine Hakennase, wasserblaue Augen, einen kleinen, völlig kahlen Kopf und große, enganliegende Ohren. Nie habe ich ihn ohne Krawatte gesehen.

Seine Frau war größer als er – Fritz war ihr nachgeraten.